

Eberhard Kreuzer

Der gläserne Tod

**Roman über
das Geheimnis des Glasmachens
im Bayerischen Wald**

Überarbeitete Neuauflage des Romans

„`s unendliche Kreuz“

Titelbild: Meister und Gehilfe (Keier) beim Aufbringen eines Glasfadens (aufspinnen genannt) auf einen glühenden Glasposten.

Rückseite: Einbläser beim Anfertigen eines Kölbels zum Einblasen einer Karaffe.

*Dieser Roman
ist meiner Frau Christl gewidmet,
die an der Erstellung des Buches
maßgeblichen Anteil hatte.*



Der Köbelmacher beim Blasen einer Glaskugel, die von den Glasmachern Köbel genannt wird.

Inhalt

1. Kapitel	7
2. Kapitel	27
3. Kapitel	38
4. Kapitel	48
5. Kapitel	75
6. Kapitel	87
7. Kapitel	94
8. Kapitel	104
9. Kapitel	117
10. Kapitel	135
11. Kapitel	139
12. Kapitel	156
13. Kapitel	161
14. Kapitel	174
15. Kapitel	188
16. Kapitel	210
17. Kapitel	216
Der Autor	220
Rezension	222
Literaturnachweis	226
Der Autor bedankt sich bei ...	227
Kleine Wörterkunde	228



*Der Einbläser beim Formen des Glases mit dem
Wulgerholz.*

Gesamtherstellung

Morsak Verlag GmbH

Wittelsbacherstraße 2, 94481 Grafenau

Web: www.morsak.de

E-Mail: info@morsak.de

Tel. 08552/4200

© 2012

Buch ISBN 978-3-86512-077-9

eBook-ISBN 978-3-86512-099-1

1. Kapitel

Man schrieb das Jahr 1840. Die Technik, der sogenannte vermeintliche Fortschritt, hatte in den großen Städten längst Einzug gehalten. Lebensqualität und Luxus waren der Maßstab, an dem man sich orientierte.

Aber in den abgelegenen kleinen Dörfern und Städtchen, hinten im bayrischen Wald, war die Welt noch mit Brettern verschlagen. Zumindest behaupteten das die Städter.

Es war ein hartes und karges Leben und verlangte den Menschen in dieser Region alles ab. Arbeit war nur schwer zu finden und die glücklichen, die Arbeit gefunden hatten verdienten gerade soviel, dass es „umging“.

Umso mehr verwundert es, dass gerade hier in dieser Abgeschlossenheit die Kunst des Glasmachens zu einer Blüte gebracht wurde, wie sie sonst nirgends zu finden war.

Wer das Glück hatte, in einer Hütte arbeiten zu können, oder gar den Beruf des Glasmachers zu erlernen, wähnte sich schon als etwas Besonderes. Nein, der war etwas Besonderes!

Die Fertigkeiten und Rezepturen um das Glasmachen wurden, wenn überhaupt, nur innerhalb der Familie weitergegeben. Besonders der Beruf des Schmelzers war geheimnisumwittert, und das Wissen um das Schmelzen von Glas wurde wie ein Schatz gehütet. Deshalb blieb es auch nicht aus, dass Neid und Missgunst im Spiel waren ja, manchmal sogar tödlicher Hass!

Es war noch früh am Morgen.

Der Wald um den kleinen Glasmacherweiler hatte das Unheimliche der Nacht noch nicht abgelegt.

Der Ort, nur ein paar schindelbedeckte Häuser, lag still und verschlafen da. Es war ein Privileg der Nacht, dass sie Armut romantisch erscheinen ließ.

Der kleine Weiler hatte nicht einmal einen eigenen Namen. Im Dorf, weiter unten im

Tal, redete man gemeinhin nur von der Hütte im Wald.

Was sich dahinter verbarg, können wir modernen und „aufgeklärten“ Menschen nicht einmal mehr erahnen. Leider!

Auch der Wald hatte für die Menschen damals eine andere, viel größere Bedeutung. Sie lebten von ihm und mit ihm und in seinem Schutz.

Der Wald nahm den rauen Stürmen die Kraft. Vor allem der Böhmwind, der von Russland herkommend rau und mitleidlos über das Land fegt, maß sich immer wieder die Kraft mit ihm.

Das Holz der großen und mächtigen Waldbäume war für den Betrieb der Hütte unerlässlich. Zum Befeuern der Öfen wurde jedoch nur ein kleiner Teil gebraucht. Es waren die Aschenbrenner, die dem Wald tiefe Narben zufügten. Sie brauchten zur Gewinnung der für das Glasschmelzen so wichtigen Pottasche das drei- bis vierfache des Holzes. Die Asche der verbrannten Bäume wurde in der sogenannten Flurhüter eingelaugt und zwei-bis dreimal

gekocht, bis daraus die weiße Pottasche, auch „Fluss“ genannt, entstand.

Durch die Beigabe von Pottasche konnte die Schmelztemperatur des Gemenges von 1730 Grad Celsius auf knapp 1000 Grad herabgesetzt werden. Für ein Kilogramm Pottasche wurden ungefähr zwei Kubikmeter Holz gebraucht. Ob das tatsächlich ein großer Schaden für den Wald war, lässt sich nicht schlüssig beantworten. Die Experten streiten sich darüber noch heute.

Aber der Wald hatte noch eine andere Seite, eine geheimnisvolle und furchteinflößende.

Er war die Wiege von Sagen und Geschichten, von Geistern und anderen schauerlichen Figuren. Einmal in diese Aura eingetaucht, waren die Menschen von ihr gefangen.

Vor allem in der Morgendämmerung, wenn Nebelschwaden die Konturen verwischten und die Bäume plötzlich Gestalt annahmen, tauchten die sonderbarsten Kreaturen auf: Gnome, Kobolde und Rie-

sen, die mit ihren mächtigen bemoosten Armen zu winken schienen; Hexen die den Nebel als Umhang benutzten, um ihre ausgemergelten Körper einzuhüllen. Und all diese Wesen schienen auch zu sprechen. Es gluckste, ächzte, murmelte, wisperte und raunte in Einem fort. Manchmal, wenn man genau hinhörte, glaubte man sogar einzelne Wörter verstehen zu können.

In dieser Weltverlorenheit wurde der Mensch demütig und es kamen ihm Gedanken in den Sinn, die er im Licht der Sonne nicht wahr nahm. Wer diese Stimmung einmal erfahren durfte kann verstehen, warum dieser Menschenschlag bedächtig und ruhig, ja manchmal sogar etwas versonnen war. Sein Stellenwert im Universum wurde ihm ja täglich deutlich vor Augen geführt.

Diese Abgeschlossenheit, die Einheit mit der Natur und das harte armselige Leben hatten aus den Menschen eine verschworene Gemeinschaft geformt. Und wenn auch das Dorf in der malerischen Talsenke mit seinen hundertzwanzig Einwohnern,

seinem kleinen Kramerladen, den Handwerksbetrieben, der Kirche, dem Pfarrhof und der Gendarmerie nur vier Kilometer von der kleinen Glasmachersiedlung lag, so wähnte man sich doch in einer anderen Welt.

Die nahegelenge Hütte, der Mittelpunkt im Leben dieser Leute, hielt sich nicht an die nächtliche Ruhe. Der Feuerschein aus den Schürloken und die rotglühende Schmelze in den Häfen zauberten einen Reigen aus Licht und Schatten an die verußten Wände.

Ignaz, der Schürer und sein Helfer saßen am Rande der niederen Arbeitsbühne auf einer roh gezimmerten Bank und sahen gespannt dem Schmelzer bei der Arbeit zu.

Wenzel Graber, so hieß der Schmelzer, war kein Segen für die Hütte. Er war ein hagerer Mann Anfang der Fünfzig, aber sein verlebtes, von vielen Falten durchfurchtes Gesicht ließ ihn wesentlich älter erscheinen. Auch das jahrelange Schnupfen von Arsen hatte deutliche Spuren hinterlassen. Er war ein Säufer und verstock-

ter Einzelgänger, der wenig redete und nie lachte.

Wenn er angesprochen wurde gab er nur knappe Antworten, wobei er es vermied seinem Gegenüber in die Augen zu sehen. Von den Glasmachern wurde er nur „der Hiderer“ genannt. In der Umgangssprache der Hütte wurde das Arsenik, das zum Läutern der Glasschmelze gebraucht wurde, als Hiderer bezeichnet.

Den Graber beim Spitznamen zu rufen konnten sich aber nur die älteren Glasmacher erlauben.

Einem jungen, der ihn einmal unbedacht Hiderer nannte, warf er ein Buchenscheit mit voller Wucht nach. Es traf den jungen Mann so unglücklich am Bein, dass der Unterschenkel brach. Es wurde nicht viel Aufhebens darum gemacht. So etwas konnte schon einmal passieren und schließlich war er ja selber schuld.

Er wurde ins Dorf gebracht, wo der Bader das Bein so recht und schlecht versorgte. Zur Hütte wollte er keinesfalls mehr zurück. Er blieb im Dorf bei Verwandten,

bis er ein paar Wochen später den Ort verließ, um sich anderswo Arbeit zu suchen. „Was is` Wenzel? Is` s`Glas angangen oder net?“ Ignaz fing mit Grant in der Stimme zu reden an.

Als er vom Graber keine Antwort bekam wurde der Schürer wütend: „Jetzt red, oder schreib` Buchstaben, dann setz` ich mir`s selber zamm!“ „Wird schon taugn,“ brummte der Hiderer. „Na endlich“ seufzte Ignaz und gab seinem Gehilfen einen Remppler: „Geh weiter Franz, schleich dich und geh klopfen!“

Der Schürergehilfe rieb sich den Schlaf aus den Augen und machte sich auf den Weg zum nahen Weiler.

Dort ging er von Haus zu Haus und klopfte an die Fenster, wobei er immer den gleichen Satz aufsagte:

„S`Glas is angangen.“

Als Ersten hatte der Bub den Hüttenmeister geweckt. Martin Waldleitner war seit acht Jahren der erste Mann in der Hütte. Sein Vorgänger hatte damals enttäuscht aufgegeben. Baronin Hohlwang, die Besit-

zerin, hatte kein sonderliches Interesse an der Hütte. Ihr reichte es, dass überschüssiges Holz aus den ausgedehnten Waldungen hier als Brennmaterial einigermaßen gewinnbringend verwertet wurde. Die andauernden Streitereien mit dem Hiderer taten ein Übriges. Und als der Hüttenmeister sah, dass er den Verfall der Hütte nicht aufhalten konnte, gab er resigniert auf.

Da sprang Martin in die Presche. Sein handwerkliches Können wurde von Allen anerkannt und sein Verhandlungsgeschick konnte den so wichtigen Kundestamm erhalten.

Der unerschütterliche Glaube an die Hütte und seine ehrliche, offene Art überzeugte auch die Glasmacher. Sie verwarfen ihre bereits gefassten Abwanderungsgedanken und hielten zu ihm.

Martin lag schon wach im Bett, als der Schürergehilfe ans Fenster klopfte. Die Sorge um die Hütte ließ ihn nicht schlafen. Es war schon Donnerstag und in der Hütte wurde noch kein einziges Glas

gefertigt. Zweimal mussten sie in der vergangenen Woche schon die Hafn ausschöpfen, weil die Schmelze nicht taugte. Er konnte nur mit Mühe verhindern, dass sich die Glasmacher den Schmelzer vorknöpften, obwohl er es ihnen nicht verdenken konnte.

Die Rechnung der Hüttenleute war ganz einfach.

Keine Schmelze, kein Glas, kein Glas, kein Lohn, kein Lohn, nichts zu Essen. In dieser Kette war kein Platz für Verständnis und Nachsicht.

Aber Martin hatte noch ein anderes Problem. In vierzehn Tagen kam ein Fuhrwerk aus Regensburg und er stand im Wort pünktlich zu liefern, ganz abgesehen vom dringend benötigten Geld.

„Martin, hast es g`hört? Klopft hat's,“ flüsterte seine Frau.

„I hab's schon g`hört Magdalena“, antwortete er ebenso leise. Dabei streichelte er ihr übers Gesicht. Martin und Magdalena waren seit gut zwanzig Jahren verheiratet. In dieser Zeit wurde aus jugendli-

cher Leidenschaft beständige Liebe, derer sie sich nicht dauernd versichern mussten. Ihr Glück war vollständig, als vor neunzehn Jahren Tochter Maria zur Welt kam. Das seine „zwei Menscha“, so nannte er sie scherzhaft, auch in dieser schweren Zeit fest zu ihm hielten war für Martin eine große Hilfe. Leise stand er auf um Maria, die in der Nebenkammer schlief, nicht zu wecken.

„Ich bet' noch zum Herrgott, dass alles gut geht,“ sagte Magdalena. „Ja Frau, das machst! Obwohl ich langsam das Gefühl hab, dass der vom Glas nicht allzu viel versteht“, antwortete er, dann Schloss er die Türe und verließ das Haus.

Auch die Glasmacher waren bereits auf dem Weg zur Hütte. Außer einem knappen Gruß sagte keiner etwas. Große Reden waren zwar auch sonst nicht ihre Sache, aber heute war die Gereiztheit der Männer deutlich zu spüren.

Als sie die Hütte erreichten, herrschte dort schon geschäftiges Treiben.

Die Eintragbuben und die Lehrlinge richteten die Werkzeuge und Formen für die einzelnen Werkstätten zu Recht, die Meister legten noch letzte Hand an. Ihre Spezialwerkzeuge waren nämlich immer unter Verschluss und kein Anderer durfte an diese „Heiligtümer“ heran.

Ein Glasmacher hatte einmal allen Ernstes behauptet, wenn er sich zwischen seiner Schere und seiner Frau entscheiden müsste, würde er die Schere behalten.

Gott sei Dank hat er den Beweis nie antreten müssen!

Nach altem Brauch forderte der Hüttenmeister jetzt den Hauser Max als ältesten Glasmacher auf, das Gebet zu sprechen.

Der Hauser klopfte mit dem Henkeleisen gegen eine Glaspfeife und sofort wurde es still in der Hütte. Einem Lehrling, der neben ihm stand, fegte er den Hut vom Kopf, weil dieser vergessen hatte ihn abzusetzen.

Dann begann er das „Vater unser“ zu beten. Die Arbeiter murmelten das Gebet

undeutlich mit. Nur zum Schluss sagten alle ein lautes „Amen“.

Martin Waldleitner teilte jetzt die Arbeit ein. Als er zur Werkstätte des Hausers kam, machte der seinem Ärger gleich Luft: „Waldleitner meinst nicht, wir sollten betn, dass den Graber der Teufel holt!“

„Der glaub ich bleibt uns. Einen solchen Grantler mag nicht einmal der Teufel!“ warf ein Lehrling lachend ein.

„Jetzt gebt’s es nach und fangts zum Arbeiten an, sonst glaub ich holt Euch der Teufel,“ tadelte Martin die Männer mit gespielter Strenge.

In der Hütte kehrte der Alltag ein.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen und der Weiler, der in der Nacht noch romantisch aussah, wirkte jetzt armselig.

Martin ging aus der Hütte hinaus ins Freie. Er suchte nach dem Schmelzer, um ihn zur Rede zu stellen. So konnte es nicht weitergehen mit dem Hiderer und seiner stümperhaften Arbeit. Mit raschen Schritten ging er ins Gemengehaus. Dort saß der Schmelzer in einer dunklen Ecke und

stierte dumpf vor sich hin. „Graber, jetzt langts! Meinst du ich lass` mir von dir die Hütte ganz zu Grund' richten! Mit deiner Sauferei bringst uns noch alle um unser Brot. Das du dich nicht schämst und rennst noch mit einem weißen Schurz herum!“

Der Schmelzer trug nämlich gemeinhin bei der Arbeit eine weiße Schürze. Er benützte diese als Hintergrund, um die Reinheit der Schmelze zu prüfen.

Martin hatte sich so richtig in Rage geredet und er wettete weiter: „Für den Mist, den du zusammen panschst, brauchst keinen weißen Fetzen!“

„Dann bind' ich ihn halt ab,“ stieß der Hiderer trotzig hervor.

„Damit ist mir nicht geholfen!“ brauste Martin auf: „Wenn du so weitermachst, sind wir geschiedene Leute. So und jetzt verschwindt' und schlaf deinen Rausch aus!“

Der Meister drehte sich auf dem Absatz um und verließ das Gemengehaus.

Es war sonst nicht seine Art so mit den Leuten umzuspringen. Aber jetzt, wo er

seinem Ärger Luft gemacht hatte, war ihm sichtlich wohler.

Der Schmelzer erhob sich schwerfällig von der alten Holzkiste, auf der er die ganze Zeit gesessen hatte. Sein vom Alkohol getrübler Blick ging ins Leere. Das Gesicht war vor lauter Hass zu einer Fratze verzerrt. Während er die Schürze abband und achtlos fallen ließ, stieß er immer die gleichen Worte hervor:

„Verrecken sollst Waldleitner, verrecken! Wie ein Hund sollst verrecken!“

Dabei wurde seine Stimme immer leiser und beschwörender. Erst als er sich wieder etwas gefangen hatte, verließ auch er das Gemeindehaus und trottete nach Hause.

Das Haus der Grabers war das letzte im Dorf und das armseligste.

Er stieß die nur angelehnte Haustüre auf und ging durch den kleinen, fensterlosen Gang in die niedere Wohnstube. Dort saßen die beiden Kinder der Grabers, ein Junge und ein Mädchen im Alter von neun und zehn Jahren auf dem roh gezim-

merten Fußboden und spielten mit einem kleinen Holzfuhrwerk.

Die Grabers hatten noch einen Sohn, den Peter.

Erst siebzehn Jahre alt, hatte er vor drei Jahren, nachdem er sich wieder einmal mit dem Alten gestritten hatte, das Elternhaus verlassen. Seitdem hatten sie nie wieder etwas von ihm gehört.

„Habts ihr Bankerten nichts zu tun?“, schrie der Hiderer los, als er die Beiden spielen sah. Dabei versetzte er dem kleinen Spielzeug mit seinen schweren Stiefeln einen Tritt, dass es gegen die Wand flog und in mehrere Teile zerbrach.

Die Kinder wagten sich nicht zu rühren. Sie schauten ihn nur mit großen, angst-erfüllten Augen an. Diesen offenen Blick konnte er nicht ertragen. Die Bosheit in ihm fühlte sich ertappt und das machte ihn noch aggressiver. Er schlug dem Buben mit dem Handrücken roh ins Gesicht und schrie ihn an: „Räum dein Zeug weg, sonst gibt's gleich nochmal Eine!“

Der Bub suchte leise weinend die Teile seines Fuhrwerks zusammen und kauerte sich ängstlich in die Ecke neben dem Ofen. Das Mädchen rutschte auf allen Vieren zu ihm hin und drückte sich eng an den Bruder.

Der Hiderer setzte sich schwerfällig auf die Eckbank am Fenster, wo auch der große, quadratische Tisch stand und stierte mit gläsernen Augen vor sich hin.

Seine Frau war gerade hinter dem Haus in dem kleinen Gemüsegarten, der zu einem jeden Haus im Ort gehörte beschäftigt, als sie den Mann heimkommen hörte.

Therese Graber war vier Jahre jünger als ihr Mann.

Durch ihre schlanke, fast zierliche Figur erweckte sie den Eindruck, als wäre ihr das grobe Leinengewand viel zu groß. Von der blauen Schürze, die sie immer beim Arbeiten trug, hatte sie einen Zipfel in den Rockbund geklemmt. Das im Nacken zusammen geknotete Kopftuch unterstrich ihr feines, blasses Gesicht.

Die dunklen Augen hatten genau den Ausdruck, der in jedem Mann den Beschützer erwachen ließ.

Was diese Frau ausgerechnet am Hiderer gefunden hatte, war für die Leute immer wieder ein Rätsel.

Als Therese ihren Mann in der Stube schreien hörte, legte sie die Harke mit dem groben, nussernen Stiel beiseite und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Dann stellte sie die schweren Holzschuhe vor dem Haus ab und ging barfüßig, mit hängendem Kopf hinein.

Sie hatte kaum die Türe hinter sich geschlossen, da schrie der Alte schon los: „Da bist du ja du Schlampe! Schau zu, dass du was zum Fressen herbringst!“

„Ich mach dir gleich was“ antwortete Therese leise. „Was heißt ich mach gleich was“ äffte der Graber seine Frau nach. „Ich schind' mich für euch Schmarotzertagein tagaus ab und ihr faulenzet den ganzen Tag“, geiferte er weiter „jetzt schau zu, dass was auf den Tisch kommt!“ Die

Frau wollte zum Ofen gehen, da schrie er sie wieder an:

„Halt, zuerst holst du Bier!“

„Es gibt kein Bier mehr“ sagte die Frau tonlos. Der Hiderer stand langsam auf und ging auf Therese zu. Mit einer schnellen Bewegung, die ihm keiner zugetraut hätte, packte er sie am Hals und drückte sie gegen die Türe: „Willst du auf begehren, ha!?“

„Die Zanglwirtin schreibt nimmer an, bevor die Schulden nicht bezahlt sind“ stieß sie schwer atmend heraus und sah ihn mit tränenverschleierte Augen an.

Schon wieder dieser Blick, den er so hasste, weil er ihn entlarvte und dem er nichts entgegensetzen konnte.

Abrupt ließ er von ihr ab und ging zur Schlafkammer. Die Türe bereits halb geöffnet hielt er inne, als würde er sich anders besinnen. Er drehte sich nochmal um und sah in die Stube. Dann machte er eine abfällige Handbewegung und verschwand in der Kammer.

Therese wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen und ging zu den Kindern. Sie kniete nieder und trocknete ihnen liebevoll mit der Schürze das Gesicht. Leise sagte sie: „Ist schon vorbei. Jetzt brauchts nimmer weinen. Wenn ihr mögt, dann könnt ihr mir ein wenig im Garten helfen. Und wenn er dann fort ist, richten wir das Fuhrwerk wieder.“ Zaghafte nickten die Beiden und griffen nach der Hand der Mutter. Leise verließen sie zusammen die Stube.

Im Hinausgehen zupfte der Bub seine Schwester am Ärmel und sagte trotzig: „Wenn ich so groß bin wie der Peter, dann hau' ich ihn, dann brauchst dich nimmer fürchten!“

2. Kapitel

Es war inzwischen neun Uhr vormittags geworden, Zeit zum Brotzeit machen.

In einem kleinen Anbau, der mehr einem Verschlag ähnelte, saß Martin Waldleitner. Er machte gerade eine Aufstellung um einen Überblick der Rohstoffbestände zu erhalten, als Maria den Raum betrat.

„Grüß dich Vater!“ rief sie freundlich, „ich bring' dir eine kleine Brotzeit, damit du nicht vom Fleisch fällst.“ Sie stellte einen geflochtenen Korb auf den Tisch und fing an auszupacken.

Martin setzte die Brille ab und legte den Schreibstift zur Seite:

„So lass ich mir das gefallen“ schmunzelte er zufrieden und legte den Arm um ihre Schultern. „Du willst doch was von mir Vater, oder?“ Maria schaute ihn fragend an.

„Wie kommst denn da drauf?“ antwortete der. Dabei versuchte er ganz unschuldig dreinzuschauen. „Wenn du so eine scheinheilige Miene machst, dann hast

jedes Mal was vor g'habt!“ ereiferte sich Maria.

„Ah geh, jetzt übertreib nicht gar so arg“ verteidigte sich der Vater wenig überzeugend. „Aber wenn du schon da bist, könntest mir den Papierkrieg da in Ordnung bringen.“ Er deutete etwas hilflos auf einen Stapel Papier, der sich mitten auf dem Tisch türmte. „Was meinst?“

„Ich hab mir's ja gleich gedacht, dass du von mir was willst! - Aber das hat doch immer die Mutter gemacht,“ meinte Maria bestimmt.

„Ja, das schon! Aber sie hat das Ganze nur so nebenbei erledigen können. Die Zeit dafür musste sie sich immer stehlen. Weißt du, ich hab mir halt gedacht, du könntest das regelmäßig machen - quasi als mein Hüttenschreiber. Ich kann mir keinen leisten und für mich wird das Ganze allmählich zu viel!“ erklärte der Vater mit Nachdruck.

Maria sah ihn erstaunt an.

„Aber ich weiß nicht recht ob ich das kann?“ antwortete sie dann etwas unsicher.

„Warum sollst denn du das nicht können!“ beehrte er auf, weil sein Plan nicht gleich die erwartete Zustimmung fand. „Für was haben wir dich in die Stadt in eine gute Schule geschickt. Außerdem hast du meinen Verstand geerbt!“

„Bei der Sach' wär' ich mir nicht so sicher“ hielt ihm die Tochter schnippisch entgegen.

„Da verlass ich mich lieber auf die Hilfe von der Mutter!“

„Das kannst du halten wie du willst. Hauptsache du tust es!“ stellte Martin diktatorisch fest. „So und jetzt suchst mir gleich einmal den Auftrag vom Jaginger aus Regensburg her. Ich muss nämlich wieder in die Hütte!“

„Ja, Vater, ich weiß doch überhaupt nicht. Da muss ich erst, — ich kann doch nicht! Und die Brotzeit hast auch nicht gegessen,“ redete Maria händeringend weiter, obwohl ihr Vater schon auf dem Weg